

RETROKOLUMNE

Dilettantismus kann sehr befreiend sein, wenn man ihn mit dem nötigen Ernst betreibt. Bestes Beispiel ist die amerikanische Band **Half Japanese** um die Brüder Jad und David Fair, die ihn seit über 35 Jahren zum künstlerischen Prinzip erkoren hat. Das Label Fire Records legt gerade ihr gesamtes Werk wieder auf als jeweils hübsch gestaltete Dreierboxen. Zuletzt: „Volume 2: 1987–1989“, das die Alben „Music To Strip By“, „Charmed Life“ und „The Band That Would Be King“ versammelt und einen guten Einstieg bietet in diese eigentümliche Welt aus Slapstick-Bravado, Superheldenverehrung und Self-made-Rock-'n'-Roll. Nicht weniger als 100 Songs stehen zu Buche, die meisten nur ein bis zwei Minuten kurz, denn länger halten sich Half Japanese ungern bei einem Thema auf. Die Instrumente sind grundsätzlich ungestimmt, Regeln der Komposition Nebensache, dafür ist die Spielfreude umso größer. Zusammen mit der näselnden Stimme von Sänger Jad Fair hört sich das an, als betreibe Woody Allen heimlich eine Noise-Rock-Combo; auf jeden Fall ziemlich unvergleichlich. Könnerschaft sei eine Last, schreibt Gitarrist David Fair in den Linernotes, wie gut, dass er sie nicht tragen müsse. Vielleicht war es dieser Art-brut-Ansatz, der Avantgarde-Musiker wie Fred Frith und John Zorn anzog, die gelegentlich in die Parade daddeln oder tröten. Hat man sich erst mal an das hier herrschende Grundchaos gewöhnt, wird der Blick frei auf den smarten Entertainer und Geschichtenerzähler Jad Fair und die Unschuld und Kraft dieser Musik, die sich nichts und niemandem verpflichtet fühlt, außer der Lust, einfach loszulegen.



Im vergangenen Sommer lief „Nothing Can Hurt Me“ in einigen Kinos und auf ausgewählten Filmfesten, eine Dokumentation über die ebenso großartige wie notorisch erfolgreiche Rockband **Big Star** aus Memphis, deren Stern Anfang der Siebziger einfach nicht aufgehen wollte. Jetzt gibt es den Film als DVD, zusammen mit den beiden ersten Alben. Er erzählt noch mal die ganze traurige Geschichte eines großen Versprechens, das nie eingelöst wurde. Wie Alex Chilton, der als 14-Jähriger mit den **Box Tops** einen Hit gelandet hatte („The Letter“), auf den fragilen Chris Bell traf, um eine Band zu gründen, die es mindestens mit den **Beatles** aufnehmen sollte. Den Bandnamen schauten sie sich von der Leuchtreklame des eines Supermarkts ab. Ihr Debüt nannten sie „# 1 Record“, denn nichts weniger schwebte ihnen vor. Die Popkritik jubelte. Nur kaufen wollte es niemand. Bell stieg desillusioniert aus, schrieb zwar weiter Songs, fand aber kein Label, kämpfte mit Depressionen und Drogensucht und fing irgendwann im Schnellrestaurant seines Vaters an. Chilton hielt die Band nach Bells Weggang noch zwei weitere wunderbare, aber ebenso erfolglose Alben am Leben, ehe er sich als launiger Solokünstler und Punk-Produzent neu erfand. Heute, ja heute, ist das Werk von Big Star über jeden Zweifel erhaben: Es leuchtet aus einer fernen Zeit herüber, funkelnd und wehmütig wie die pastellfarbenen Fotos von William Eggleston, der die Covermotive ihrer Alben beisteuerte (und ein wenig Pianogeklimper). Ein Goldstandard des Powerpop. Der Film „Nothing Can Hurt Me“ nähert sich seinem Thema leider etwas konventionell: sprechende Köpfe, animierte Fotos, Musikschnipsel. Kein Wunder, denn Filmaufnahmen der Band gibt es kaum. Von den damaligen Bandmitgliedern konnte nur noch Schlagzeuger Jody Stephens Auskunft geben. Trotzdem ist der Film mehr als eine Huldigung erzählt von Zeitzeugen und Verehrern wie **R.E.M.** oder den **Flaming Lips**. In manchen Momenten rührt er einen zu Tränen. Da ist etwa die Geschichte, wie Bell, inzwischen Tellerwäscher, noch ein letztes Mal ins Studio geht, um zusammen mit Chilton „I Am The Cosmos“ und „You and Your Sister“ aufzunehmen – zwei so erschütternd schöne wie erschütternd traurige Songs. Die Single erschien 1978. Da blitzte das Versprechen noch einmal auf. Wenig später starb Bell bei einem Autounfall.

Immer mal wieder legt der Wind der Zeit oblique Pop-Fundstücke frei, die dann rätselhaft in der Gegenwart herumliegen. Wie jetzt das 40 Jahre verschollene Album „So What If I'm Standing in Apricot Jam“ des Australiers **Howard Eynon**, das nun als „Acid-Folk-Meisterwerk in der Tradition von Syd Barrett und Nick Drake“ wiederaufgelegt und vermarktet wird. Eynon war ein tasmanischer Vagabund, der auf dem Motorrad zwischen Outback, Theaterbühnen und Hippie-Cafés herumstreunte und verschrobene Folk-Songs sang, die an Donovan oder Ralph McTell erinnern. Die Popgeschichte muss deshalb nicht umgeschrieben werden, aber sein eigentümlicher Humor und seine Bombenlaune, machen auch heute noch viel Spaß. **THOMAS BÄRNTHALER**



Weich wehendes Metall: Günther Uecker hämmerte das „Bewegte Feld“ im Jahr 1964. FOTO: KATALOG. VG BILD-KUNST, BONN 2014

Hängt gar nicht so am Nagel

Aktionist, Museumsbesitzer, Lokalbesitzer und Buchgestalter: Eine Werkschau in Düsseldorf zeigt, wie vielseitig der Künstler Günther Uecker ist. Und, ja, gehämmert hat er auch wieder

VON GEORG IMDAHL

Düsseldorf's jüngster Stolz ist der „Kö-Bogen“, eine Shoppingmall des Architekten Daniel Libeskind in bester städtebaulicher Lage. Das mondäne Ensemble mit seinen geschwungenen und aufgesplitterten Fassaden schließt jene Brache zwischen Hofgarten und Königsallee, die ehemals vom „Tausendfüßler“, einer innerstädtischen Hochstraße, überbrückt worden war. Auch Kunst findet hier statt. In der Auslage eines Fashion-Unternehmens kuratiert die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen Ausstellungen. Für sie sei es eine „anregende Herausforderung, hochkarätige Gegenwartskunst in der Öffentlichkeit eines Schaufensters zu präsentieren“, zitiert ein Shop-Inhaber Marion Ackermann, die Direktorin der Kunstsammlung. Das mögen vor allem die Betrei-

ber der Geschäfte so sehen, die durch kaum etwas so wirksam aufgewertet werden wie durch Gegenwartskunst.

Ein paar Schritte weiter findet sich ein Geschenk, das der Düsseldorfer Industrie-Club aus Anlass seines hundertjährigen Bestehens der Stadt gemacht hat: eine Skulptur des Düsseldorfer Künstlers Günther Uecker. Ein gigantischer Nagel senkt sich, wie von einem Riesenhammer eingeschlagen, tief in den Boden. In einer Tafel an der Bronze kommt der Urheber mit seinen Intentionen zu Wort. Das Kunstwerk soll an den Aufbruch der Industrialisierung in der Region erinnern und an die „Vermählung von Kohle und Stahl“. Vor der Kulisse von Boutiquen und luxuriösen Hotels in der Landeshauptstadt legt die Skulptur den Schluss nahe, dass der Lohn harter Malocher von der Ruhr direkt an den Rhein abfließt.

Sich von kommerziellen Zwecken in Dienst nehmen zu lassen, ist eben das Letzte, was man mit dem Werk eines Günther Uecker verbindet, wie jetzt auch seine Werkschau in der nahegelegenen Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen unter Beweis stellt, überraschenderweise seine erste Ausstellung überhaupt in einem Düsseldorfer Museum. Die Ausstellung mit rund sechzig teils großräumigen Arbeiten zeigt Uecker als Mahner gegen Missstände aller Art.

Das Düsseldorfer Museumsdebüt kommt für den bald 85 Jahre alten Bildhauer nicht deshalb so auffallend spät, weil er von den Institutionen bislang übergangen worden wäre. Der Weltenbummler ist ständig unterwegs, seit Jahrzehnten tourt etwa seine vom Institut für Auslandsbeziehungen initiierte Werkschau „Der geschundene Mensch“ über den Globus, und nahezu

überall richtet er sie noch einmal eigenhändig neu ein wie soeben im Museo Nacional de Bellas Artes in Havanna.

Das heimische Publikum schätzt, ja liebt Günther Uecker als einen der letzten Protagonisten aus den Tagen der Düsseldorfer Avantgarden in den 1950er-Jahren, wie es anlässlich der Eröffnung noch einmal eindrücklich mit einer langen Besucherschlange vor dem K20 zu erkennen gab. Obwohl zugewandert, ist der im pommerischen Wendorf geborene Mecklenburger als rheinisches Urgestein längst eingemeindet worden. Er hat die Akademiestadt geprägt wie so viele andere Überläufer aus der DDR, die hier berühmt geworden sind – wie Gotthard Graubner, Sigmar Polke und Gerhard Richter.

Begehrt sind nach wie vor Ueckers Nagel-Reliefs, denen der Künstler seinen Ruf verdankt und mit denen er identifiziert

„Humor kann jedes Drama entschärfen“

Wie Olivier Nakache und Eric Toledano mit „Heute bin ich Samba“ an ihren Welterfolg „Ziemlich beste Freunde“ anknüpfen

Schon bei der ersten Begegnung ist sie zu spüren, diese nervöse Unruhe, die sich bald mit erotischen Funken auflädt. Samba und Alice treffen in einer nüchternen Beratungsstelle für illegale Immigranten in Paris. Samba ist unsicher, weil ihm die Abschiebung droht, Alice ist es, weil dies ihre ersten zaghaften Schritte zurück ins Arbeitsleben sind, nach dem Burn-out-Karriere-Knick.

Und weil hier der vor physischer Präsenz und Charisma nur so berstende Omar Sy auf die fragil-herbe Charlotte Gainsbourg trifft, erinnert das unweigerlich an die extremen Gegensätze zwischen den „Ziemlich besten Freunden“, dem steinreichen, aber gelähmten Philippe und seinem

Was bedeutet der Schock von „Charlie Hebdo“? „Für uns Künstler tauchen völlig neue Fragen auf“

armen aber lebenslustigen Pfleger Driss. Was wiederum beim Treffen mit dem Regie-Duo Olivier Nakache und Eric Toledano die Frage nahelegt, ob das Geheimnis ihrer Zusammenarbeit auch auf solchen Kontrasten basiert: „Ja“, bestätigt Nakache schnell: „Mein Partner ist schwarz!“

Toledano, der alles andere als schwarz ist, schüttelt den Kopf: „Sie sehen schon, er nutzt jede Gelegenheit für einen Scherz, er betrachtet das Leben durch den Filter der Komödie. Ich dagegen sehe die Welt in eher düsterem Licht und suche nach Strukturen und Mustern, die den Bruchstücken des Lebens Sinn verleihen. Wir haben unterschiedliche Fähigkeiten und Defizite – und sind damit der Beweis, dass Verbindungen zwischen sehr unterschiedlichen Menschen möglich und produktiv sind.“ Genau davon erzählen auch unsere Filme.“

Wesentlicher Motor dieser Filme, sozusagen ihr Kraftzentrum, ist Omar Sy. Er war im Grunde von Anfang an dabei war, lange vor „Ziemlich beste Freunde“. Nakache und Toledano hatten gerade erst angefangen und planten ihren zweiten Kurzfilm, als sie ihm vorgestellt wurden und augenblicklich von seinem Charisma gefangen waren. Doch Omar Sy zögerte, weil er zwar an einer kleinen Show auf Canal+ beteiligt war, sich aber nicht als Schauspieler sah: „Wir erwiderten nur, kein Problem, wir sind ja auch noch keine Regisseure! Wir haben uns dann über die Jahre zusammen entwickelt. In gewisser Weise bauen wir ihm den Raum, in dem er sich entfalten kann. „Ziemlich beste Freunde“ war ein für ihn angefertigter Maßanzug.“

Wenn die beiden diese ganz besondere Chemie beschreiben, spürt man liebevolle Hingabe, aber auch einen Hauch Melancholie – den nächsten Film werden sie ohne ihren Star machen müssen, der jetzt in Hollywood sein Glück versucht. Für einen Moment scheint es so, als sei Omar Sy auch im kleinen Bibliotheksraum des Berliner Hotels anwesend: „Dieses Feelgood-Gefühl, das wir da einfangen, überträgt sich auf die 50 Millionen Zuschauer, die sich „Ziemlich beste Freunde“ inzwischen angeschaut haben – es funktioniert auf der ganzen Welt.“

Mit Omar Sy, dem in Frankreich geborenen Sohn eines Senegalesen und einer Mauretainerin, ist auch das Thema Immigration gesetzt. „Auch Komödien können politisch sein“, sagt Toledano. „Humor eröffnet uns die Möglichkeit, jedes Drama zu entschärfen, mit seiner Hilfe lässt sich eine Situation beruhigen. Aber er kann auch Öl ins Feuer gießen, wie es die Anschläge auf Charlie Hebdo gezeigt haben.“ Und dann sprechen sie über den Schock, unter dem

Frankreich seit den Anschlägen steht: „Für uns Künstler tauchen da lauter neue Fragen auf. Was lösen wir mit unserem Engagement aus? Was passiert da gerade mit unserer Jugend?“ Sie wundern sich aber auch, dass so viele Journalisten fragen, ob diese Anschläge einen Schatten auf ihre Filme werfen.

„Sicher, es gibt einen Zusammenhang zwischen den Anschlägen und dem Problem der Immigration“, räumt Toledano ein, „aber für mich verläuft die Grenze nicht zwischen Ausländern und Franzosen. Das ist ein Krieg zwischen Menschen,

die an dieses System glauben und sich in die französische Gesellschaft integrieren wollen, und denen, die dagegen arbeiten. Das ist kein Konflikt zwischen Zivilisationen, sondern zwischen verschiedenen Lebenskonzepten. Die Terroristen haben einen Polizisten getötet, der Muslim war, und der Mann, der im koscheren Supermarkt zehn Menschenleben gerettet hat, war wie Samba – ein illegaler Einwanderer, der seit zehn Jahren in Frankreich lebt.“ Und Nakache ergänzt: „Der wahre Feind sind die radikalen Muslime. Da geht es nicht um die Religion Islam, sondern

wird, was immer er an Buchkunst, Poesie und Schriftbannern, an Aktion, Objekt und Skulptur hervorgebracht haben mag.

Das früheste ausgestellte Exemplar stammt aus dem Jahr 1962. Es war eine Hommage an seinen gerade gestorbenen Künstlerkollegen und Schwager Yves Klein. Der Abschiedsschmerz ist dem Werk eingeschrieben: Ein dichter Schwarm von Nägeln auf der hellen Leinwand nimmt die Form einer Träne an, die Zwischenräume im Zentrum sind blutrot besprenkelt als Zeichen der Passion. Ein autobiografischer Zug bekundet sich auch in anderen Reliefs, dann etwa, wenn Uecker 1984 ein „Porträt Bettina“ in die Leinwand haut. Viele dieser Arbeiten waren über Jahrzehnte nicht oder gar noch nie ausgestellt.

Der Nagel war für Uecker, was für seine Düsseldorfer Malerkollegen Karl Otto Götz die Rakel darstellte – nicht mehr als ein Instrument der Bilderzeugung, aber entscheidend für sein künstlerisches Image. Während Tachismus und Informel um 1960 unter den jüngeren Künstlern als ausgelugt galten, suchte die „Zero“-Gruppe mit Otto Piene und Heinz Mack, der Uecker 1958 beitrug, nach einem Neuanfang, wobei Uecker besonders in Filippo Tommaso Marinetti und den Futuristen, aber auch in dem polnischen Maler Władysław Strzemiński Impulsgeber für sich selbst sah.

In den großen Parterre-Sälen des K20 bezeugt die Ausstellung vor allem dies: An einer möglichst stringenten Werkschau war Uecker in den bald sechzig Jahren seines Œuvres nie interessiert und schon gar nicht an einer Bestandssicherung des eigenen Labels, des Nagels. Er konservierte allenfalls den ständigen Aufbruch und dehnte sein Werk, beflügelt durch Fluxus, Happening und Aktionismus, schon in den Sechzigern in alle Richtungen aus. Im Duo mit Gerhard Richter besetzt er 1968 die Kunsthalle Baden-Baden, um das Museum als bewohnbaren Ort zu reklamieren. In Düsseldorf eröffnet er seinerzeit auch das Szenelokal „Creamcheese“, in dem die Lichtkunst ihren Einsatz mitten im Leben finden soll.

Sein Œuvre verzweigt sich seitdem in viele globalen Problemlagen, nach und nach bemächtigt sich Uecker aller erdenklicher Krisenherde, denen der Globetrotter unterwegs begegnet, und macht daraus Kunst: riesige Tücher in dem „Brief an Peking“ mit der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen für eine Ausstellung in Peking, die 1994 in letzter Minute abgesagt und dann erst 2007 ausgerichtet wird, und emblematische Fahnen, die Uecker 1985 den Navajo-Indianern in South Dakota widmet, als ihnen ihr heiliger Berg Black Mesa wegen Bodenschätzen streitig gemacht wird. Ein wandfüllendes Vokabular der Gewalt listet Verben aus dem Alten Testament auf, die Uecker durch die Worte „vergasen“ und „aufklatschen“ ergänzt.

Die Ausstellung forciert bisweilen die Gegensätze zwischen politischer Emphase und dadaistischem Einschlag. Eine meditative, durch Zen-Buddhismus inspirierte Sandmühle, die als Memento mori ihre Kreise zieht, feiert Gleichlauf und Stille, direkt daneben macht ein „Terrororchestra“ mit 30 Krachmaschinen à la Tinguely Radau. Überall Auflehnung gegen Ideologie, Propaganda und institutionelle Bevormundung.

„Die Kunst kann den Menschen nicht retten“, heißt es 1983 in Schönschrift, „aber mit den Mitteln der Kunst wird ein Dialog möglich, welcher zu einem den Menschen bewahrenden Handeln aufruft.“ Ein Idealismus wie aus einer anderen Zeit, entrickt wie sein stabiler Begriff des Künstlerturns. Der Gläubige an den Dialog ist heute jedenfalls erschüttert. Es sind Bilder, die die Kulturen tiefer trennen denn je.

Uecker, Kunstsammlung NRW, Düsseldorf, bis 10. Mai. Katalog folgt noch.



Olivier Nakache (links) ist der Spaßvogel, Eric Toledano sieht die Welt eher düster. Diese Mischung steckt hinter dem Welterfolg von „Ziemlich beste Freunde“. SENATOR